

Ursula Pia Jauch

Herr Maschine im Jenseits von Gut und Böse

*(Festvortrag in der Berlin-Brandenburgischen Akademie
der Wissenschaften am 8. November 2001)*

Meine sehr verehrten Damen und Herren,

im Juni 1885 schreibt Friedrich Nietzsche in Sils-Maria die letzten Zeilen eines Werkes nieder, das er – keineswegs bescheiden – als „Vorspiel einer Philosophie der Zukunft“ ankündigt. Denn dies ist der werbewirksame Untertitel jenes Buches, das im Haupttitel in noch höherem Ton daherkommt. Sie kennen es alle; gemeint ist „Jenseits von Gut und Böse“. Was ist das bleibend Aufregende, was ist die Provokation dieses Buches? Ganz einfach: Nietzsche, der solitäre Denker, rechnet darin in scharfen Tönen und ohne Anbiederung an den vermeintlich Hohen Geist der Tradition ab mit dem selbstgerechten Dogmatismus aller bisherigen Philosophie. Die ersten Sätze dieser Vorrede sind wie ein Fanal für das, was Philosophie sein könnte: ein freies Denken jenseits von Dogmatismus und Schulmeinungen, jenseits der verstaubten Quisquilien einer Metaphysik, die abgedankt hat. Und ich gestehe Ihnen, daß ich – nicht zuletzt als Philosophin – die ersten Sätze dieser Vorrede ganz besonders gern zitiere. Es heißt da:

„Vorausgesetzt, daß die Wahrheit ein Weib ist –, wie? Ist der Verdacht nicht gegründet, daß alle Philosophen, sofern sie Dogmatiker waren, sich schlecht auf Weiber verstanden? Daß der schauerliche Ernst, die linkische Zudringlichkeit, mit der sie bisher auf die Wahrheit zuzugehen pflegten, ungeschickte und unschickliche Mittel waren, um gerade ein Frauenzimmer für sich einzunehmen? Gewiß ist, daß sie sich nicht hat einnehmen lassen: – und jede Art Dogmatik steht heute mit betrübter und muthloser Haltung da. Wenn sie überhaupt noch steht. Denn es giebt Spötter, welche behaupten, sie sei gefallen, alle Dogmatik liege zu Boden, mehr noch, alle Dogmatik liege in den letzten Zügen.“

Zugegeben – es scheint ein weiter Weg zu sein vom Sils-Maria des Jahres 1885 zurück ins Potsdam des Novembers 1751, wo der berühmte Skeptiker, Spötter und Antidogmatiker Julien Offray de La Mettrie eben seinen Pastetentod gestorben ist.

Denn als Existenz im „Jenseits von Gut und Böse“ haben die Zeitgenossen des achtzehnten Jahrhunderts den „Herrn Maschine“ gerade *nicht* rubriziert. Im Gegenteil: Wer den vielstimmigen Chor der La Mettrie-Verächter auch nur ansatzweise Revue passieren läßt, muß geradezu den Eindruck erhalten, bei diesem La Mettrie handle es sich durchaus nicht um einen der originellsten unter den Querdenkern des *Dixhuitième*, sondern vielmehr und viel gravierender: um eine Inkarnation des Satanischen, gar um das Prinzip des Bösen schlechthin. Ich darf dazu, gleichsam zur einstimmen- den Erheiterung, zwei, drei dieser Stimmen, allesamt durchaus kundige, erklingen lassen.

Denis Diderot, der andernorts sehr wohl in den philosophischen Fußstapfen La Mettries wandelte, verunglimpft seinen Landsmann noch 1780 aufs Ärgste:

„La Mettries plumpe Sophismen, die dennoch gefährlich sind, weil er sie durch einen scherzenden Ton schmackhaft macht, entlarven einen Schriftsteller, der nicht einmal die ersten Ideen über die wahren Grundlagen der Moral besitzt [...]“

Abraham Gotthelf Kästner, Göttinger Mathematiker und freiberuflicher Musensohn, zimmert 1751, kurz nach La Mettries Tod, folgenden Knittelvers:

„Ein gutes Herz, verwirrte Phantasie/
Das heißt auf Deutsch: ein Narr war La Mettrie.“

Hermann Hettner, der große Literaturhistoriker, machte es 1890 prosaisch, dafür böse- artig:

„La Mettrie ist ein frecher Wüstling, welcher im Materialismus nur die Rechtfertigung seiner Liederlichkeit sieht.“

Erst recht überzeugt, in dem nach Potsdam versprengten Philosophen den Teufel vor sich zu haben, ist einer, der es qua Profession wissen muß: Die Rede ist vom Schweizer Pfarrer und Physiognomiker Johann Caspar Lavater. Die Begegnung mit einem Porträt La Mettries scheint in Lavaters Zentralnervensystem eine Art Kurzschluß, oder sagen wir es etwas freundlicher: einen moralischen Lackmustest per Ferndiagnose in Gang gesetzt zu haben. Hernach ist alles klar; die Lineaturen des Guten, die Lavater übrigens in der Nase Friedrichs II. erkannte, aber auch die Fratze des Bösen. Und diese gehört eindeutig La Mettrie. Bei ihm ist die Lavatersche Physiognomik gleichsam auf ihrem Höhepunkt, insofern sie den dem Menschen möglichen moralischen Tiefpunkt aus fünf, sechs Gesichtskordinaten zweifelsfrei ablesen zu können meint. Eine kleine, verzerrte La Mettrie-Vignette vor Augen, setzt Lavater zum Todesstoß an:

„Laßt uns da nicht lange weilen. Spottgeist, Witzmuthwille, crasse, tiefende Sinnlichkeit möchte ich sagen. Das Gesicht steht da wie Satan unter den Kindern Gottes vor dem Herrn. Welche Viehheit, gefangen in den Stricken des Lügners und Mörders vom Anfang! Der unthere Teil des Gesichts hat den letzten Tropfen von Religionsgefühl für Wollust hingegeben.“

La Mettrie also war über lange Zeit durchaus keine Figur in jenem idyllischen „Jenseits von Gut und Böse“, wie es Nietzsche 1885 in Sils-Maria prognostizierte. Trotzdem gibt es einige substantielle Passungen, die das Werk des französischen Meisterdenkers durchaus mit den Nietzscheanischen Träumen von einer vorurteilsfreien „Philosophie der Zukunft“ verbinden. Das möchte ich im folgenden ausführen.

Zum einen geht es um das neue, bewegliche und freie Denken, das sich mit der Tradition zwar beschäftigt, sich ihren Dogmatismen aber nicht unterwirft. Zum anderen geht es um eine Methode, die das Tun des Philosophen nicht als empathieloses oder – mit Nietzsche gesprochen – als „unschickliches und unsittliches“ Expertendenken begreift, sondern als ein zutiefst skeptisches Austarieren des Wenigen, was wir wissen können unter dem Prospekt des Vielen, das dem menschlichen Erkenntnisvermögen verborgen bleibt. Als Arzt und als äußerst belesener Naturwissenschaftler ist La Mettrie ein *professional*, der zweifelsfrei zur wissenschaftlichen Avantgarde der Zeit gehört. Irritabilität, Parthenogenese, Fragen der Vererbung beschäftigen ihn. Aber: Der Wissenschaftler ist gleichsam nur das „Zugemüse“, also das Akzidentielle; existentiell, im Kern, ist und bleibt La Mettrie ein Philosoph der skeptischen Abteilung. Als solcher ist La Mettrie eben gerade kein prosaischer *professional*, keine körperlose Denkmaschine, sondern ein bekennender amateur, ein Liebhaber der Wahrheit. Und dies durchaus mit jenem erotischen Unterton, der ins Ungenaue, in jenes Reich der Gesten und der Anspielungen führt, das seine Zeit doch tilgen wollte.

Methodisch gesehen – sofern man das so schön trennen kann – lag La Mettrie geradezu exemplarisch quer zu den szientistischen Szenarien der damaligen Philosophie, die sich an den Wahrheitsmaximierungsverfahren eines *mos geometricus* berauscht hatte. Zur Tugend des Philosophen im Sinne La Mettries gehört es, denkend der existentiellen Verunsicherung des Seins standzuhalten, denn auf die ersten und letzten Fragen bezogen ist der Machbarkeitsgestus der exakten Wissenschaften lebenswürdiger Selbstbetrug. Oder etwas deutlicher und zum Paradoxon stilisiert: Gerade der vermeintliche „Maschinist“ und gebeutelte Vorzeigetheist Julien Offray de La Mettrie hat früh schon auf die Verzifferungs- und Entzauberungsgefahr hingewiesen, in welche sein Jahrhundert geraten war.

Hier muß man ansetzen, will man wirklich verstehen, weshalb der freundliche Herr Maschine zur Chiffre für das Böse schlechthin werden konnte. Statt einmal mehr auf den kleinen „Homme machine“ von 1747 zu starren, schauen wir uns doch einmal andere Texte an: 1746 publiziert La Mettrie eine „École de la volupté“, 1748 die „Art de jouir“ und schließlich, zwischen 1748 und 1750 und als verklausulierte Antwort auf den mechanistischen Wissenschaftsbegriff seiner Zeit, die dreibändige „Pénélope“. Alle diese Schriften thematisieren *mutatis mutandis* das nämliche, worunter wir auch heute noch oder wieder leiden: Verzifferung, Säkularisierung, Entzauberung. Der Preis der Wissenschaft, so La Mettrie schon in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, ist notwendig der Verlust des Glaubens; eines Glaubens an die Würde des Kreatürlichen, eines Glaubens daran, daß Dinge und Menschen in ihrem Dasein

und Sosein gut sind, des Glaubens auch an die Freuden der Existenz, und zwar die diesseitigen. Sich von einem „Gottlosen“ gleichsam den Spiegel vorhalten zu lassen und auf die der Aufklärung innewohnende Säkularisierungsgefahr aufmerksam gemacht zu werden: das war vielen, den meisten, dann doch zu viel. Das ist das eine.

Das andere aber ist, daß La Mettrie seine in einem sokratischen Sinne durchaus glückliche Einsicht in das Uneinsehbare mit einem Sprengstoff vermischt, der etlichen wissenschaftlichen Zentralfiguren des achtzehnten Jahrhunderts allerdings schlecht bekam: nämlich mit Spott, mit einem Hang zum Surrealen und mit einem großen Talent zur literarischen Travestie. Denn daß das Leben in den Hochburgen des Geistes durchaus nach sehr menschlichen Gesetzen, kurz: in einem Umfeld von Neid, Eitelkeit und Ehrsucht zum Blühen kommt, das war dem wortmächtigen Bretonen nicht verborgen geblieben.

Bei genauerem Hinsehen hat der „Fall“ des Herrn Maschine nämlich recht wenig mit dem vermeintlichen Skandalon des „Homme machine“ zu tun, jener kleinen Schrift, die La Mettrie 1747 in die Welt hinausgeschickte. Man kann bei etlichen Autoren der Antike, beim späten Descartes, bei Lucilio Vanini, im Zedlerschen Lexikon und anderen mehr frühere und gleichsam ‘materialistischere’ Stellen finden, als sie in dem doch sehr späten und für die sogenannte ‘materialistische Philosophie’ geradezu epigonalen „Homme machine“ zu finden sind. Freilich – und Hut ab vor dem Schriftsteller La Mettrie – ist der „Homme machine“ ein brillantes Stück Populärphilosophie, allerdings durchaus nicht das erste aus La Mettries Feder. Wenn wir uns also fragen, wie dieser lebenswürdige und sanftmütige Arzt das Kunststück schaffte, zum Generalbeelzebub sowohl der Theologen als auch eines relevanten Teils der Aufklärer zu werden, müssen wir differenzieren: und zwar – gute alte logische Sitte – zwischen Gründen und Anlässen. Der „Homme machine“ mag der Anlaß, der letzte Funke gewesen sein, die Gründe liegen tiefer.

Denn die große Entrüstung, die sich La Mettrie bei einigen – nicht bei allen – seiner Zeitgenossen zugezogen hatte, ist als das Produkt einer symmetrischen Eskalation zu sehen. Aus der Distanz der Jahrhunderte betrachtet hat das Ganze etwas merkwürdig Surreales: Ein kleiner, einzelner Schreiberling, nennen wir ihn einen David der Feder, rennt an gegen etwas, das man unlängst noch als ‘System’ bezeichnet hätte, nennen wir es den Goliath der Institution. Die Stärke des kleinen David liegt in seiner Zielgenauigkeit, in der Schärfe seiner Argumente, in der Wendigkeit seiner Taktik. Denn was den Wissenschaftsbetrieb anbelangt, ist er, La Mettrie, ein *outsider*, gelegentlich gar ein Querulant, allerdings einer, der seine Argumente geprüft hat und der – sagen wir es in der Sprache der Gegenwart – sein Tun ethisch legitimiert sieht. Was ist sein Tun? In chronologischer Abfolge.

ERSTER AKT. Es beginnt, eigentlich, ganz diskret: Ein bißchen Theologie, ein bißchen Philosophie hat der junge La Mettrie studiert, aber neben der Metaphysik schlägt sein Herz für die Physik, will heißen: für das, was mit der Konkretion der Körper zu tun hat. Ein Meisterschüler findet seinen Meisterdenker: La Mettrie geht nach Leiden, wo er bei dem berühmten Hermann Boërhaave studiert. Leiden ist sozusagen das

Harvard, Boërhaave der Sauerbruch des achtzehnten Jahrhunderts. Es ist ein fleißiges und emsiges Treiben; unter den verschiedenen Meisterschülern, darunter auch ein Schweizer namens Albrecht Haller, herrscht ein, sagen wir, mittelstark eingheiztes Klima der Konkurrenz. Nach bravourös abgeschlossenen Studien sagt sich La Mettrie, sozusagen in einer Variante der elften Feuerbachthese, wenn auch reichlich *avant la lettre*: „Die Ärzte haben den Körper bislang nur verschieden interpretiert, es kömmt aber darauf an, ihn zu heilen.“ Daraufhin verläßt er *stante pede* die Hohen Schulen mit ihren feierlichen Talaren, ihren weltfernen Ritualen, ihrem toten Latein. Gleichsam ein ‘Narodnik’ der Medizin, geht er unter das Landvolk, kämpft an der Front des kranken Körpers gegen die verbreiteten Übel der Zeit: Ruhr, Syphilis, Cholera, Schwindsucht, Zipperlein, offensichtlich mit Erfolg. 1740, während der großen Cholera-Epidemie in der Bretagne, ist er Tag und Nacht tätig in den beiden Armen-spitälern in St. Servan und in St. Malo. Diese Erfahrung als Armen- und Seuchenarzt ist eine Art *point of no return*. Ein Avantgardist auch hier, betont La Mettrie die Notwendigkeit der Prophylaxe: Die Gesunden vor Ansteckung bewahren ist sinnvoller, als Todkranke mit unsicheren Mitteln zu heilen versuchen. Dennoch sieht er Hunderte von Menschen sterben – weswegen? Weil die elitären akademischen *Médecins* die ganze Frage der Seuchenprophylaxe nicht für wichtig erachten und dieses ‘niedere’ Feld den *Chirurgiens* überlassen, jenen Kesselflickern am menschlichen Körper, die zwar Zähne ziehen und zur Ader lassen können, die aber kein sonderliches Interesse haben an den Zusammenhängen zwischen medizinischen Erkenntnissen und kranken Körpern.

Was tun? Eine wahrlich berühmte Frage. La Mettries Antwort: Die Mediziner von ihrem akademischen Dünkel herunterbringen, das Niveau der Chirurgen erhöhen, Theorie und Praxis zusammenbringen, wenn es um den kranken Körper geht. Die Formel heißt demnach Medizinalreform – und La Mettrie beginnt auch gleich damit. Er übersetzt wichtige Schriften Boërhaaves aus dem Latein ins Alltagsfranzösisch (was ihm nebenbei den Ärger der Zunft einbringt). Dazu kommen selbstverfaßte medizinische Aufklärungsschriften; Briefe zur „Erhaltung und Hebung der Volksgesundheit“, eine „Abhandlung über die venerischen Krankheiten“. Auch hier geht La Mettrie neue, aber erfolgreiche Wege. Er setzt auf Prophylaxe und „Volksaufklärung“; auf erschwingliche und erprobte Mittel statt auf die weltfernen Urteilsprüche eines in fernen Akademien tagenden medizinischen Ältestenrates. La Mettries Schriften werden gekauft, erregen Aufmerksamkeit, sind erfolgreich. Er hat die Nase gut im Wind, sieht die Probleme, weiß sie pointiert anzugehen. Freilich, neben dem medizinischen Wert schwingt immer auch ein metaphysischer Mehrwert mit: Sehen, verstehen, selbst denken ist die neue Devise, und nicht glauben, meinen, aburteilen, was die im scholastischen Staub steckengebliebenen Schulmediziner tun.

Und da La Mettrie vieles konnte, aber eines gewiß nicht, nämlich auf dem Mund sitzen, ist bald Feuer unterm Dach: Jean Astruc, *grand old man* der Sorbonne, schlägt im Namen der ehrenwerten alten Institution zurück gegen den vorwitzigen David in der bretonischen Provinz. Ein einziges Wort – schon ist La Mettries „Abhandlung

über die venerischen Krankheiten“ gerichtet. Das Wort ist lateinisch, es ist kurz, und – es verweigert jeden Diskurs: *falsum*. Was der da sagt, dieser unerhebliche kleine Schreiberling, ist falsch. Punktum. Auf so etwas muß eine Hohe Fakultät nicht eingehen. Heimlich aber mobilisiert sie, eröffnet eine Front gegen den Querulanten. Hier, im Jahr 1737, beginnt das, was ich oben als ‘symmetrische Eskalation’ bezeichnet habe. Wir können es dramatisch beschreiben als den Kampf eines Querdenkers gegen das *establishment* oder, etwas diskreter und beschaulicher: als die *ups and downs* im Leben eines Zufrühgekommenen, der das Unglück hatte, seine Zeit aus ihrem dogmatischen Schlummer zu wecken. Freilich, ein Don Quijote, der gegen Windmühlen kämpfte, das war La Mettrie nie. Dazu hatte er viel zuviel Erfolg – was sich unschwer sowohl an der Qualität seiner öffentlichen Gegner als auch an der Quantität seiner heimlichen Bewunderer ablesen läßt. Denn populär, das ist La Mettrie schon früh, nicht erst mit dem „Homme machine“. Es spielt gar keine Rolle, daß ihn die Fakultät nicht anhört, denn er hat die Gunst des Publikums, das diesen Kampf zwischen David und Goliath fasziniert verfolgt. Wendig und schlau, wechselt La Mettrie einmal mehr die Bühne.

Es folgt also der ZWEITE AKT und mit ihm der nächste Streich: La Mettrie betätigt sich als Satirenschreiber. Zwischen 1744 und 1748 erscheinen gleich drei medizinphilosophische Possen, allesamt mit kräftigen Sprengsätzen gegen die Medizinische Fakultät der Sorbonne gerichtet sowie gegen eine Ärzteclique, deren oberste Handlungsmaxime nicht das Wohl der Kranken, sondern persönlicher Ruhm und private Bereicherung ist. Was ist der Inhalt dieser Schriften? – Das Elend der Medizin, will heißen: die Kritik an einer überholten und weltfremden Theorie des kranken Körpers. Fernab von den Betten der Patienten, so der bretonische Radikalinski, erörterten die im verstaubten Cartesianismus steckengebliebenen Talarmediziner den möglichen Aufenthaltsort der Seele. Hinter einem Kauderwelsch aus thomistischen Denkvorgaben, aristotelischen Schulmeiereien und postcartesianischem Wirbelgeschwätz habe sich an den Hochschulen eine mächtige medizinische *clique* gebildet, deren Mitglieder die Krankheit als private Pfründe erachte. Kein Medizinstudent könne graduiert, kein Patient geheilt (und schon gar keiner zu Grabe getragen werden), ohne daß die Fakultät gehörig mitverdient. Praxisferne und Reformunfähigkeit haben dazu geführt – La Mettrie sagt es drastisch –, daß die Mediziner zu „staatlich approbierten Mördern“ geworden seien.

Doch nicht genug; auch die Philosophische Fakultät kommt nicht ungeschoren davon. Denn es sind die Philosophen, die das Übel der spekulativen Besserwisserei in die Welt gesetzt und zur fröhlichen Wissenschaft erhoben hätten. Die gegenwärtige Mode, einem Kranken sein *malheur* in hochgelehrten, doch unverständlichen Fachtermini zu „erklären“, Ferndiagnosen zu stellen, gewichtig die Arme zu kreuzen, den Patienten sterben zu lassen und danach für diese Leistung ein paar *Louis d'or* in Rechnung zu stellen: das hätten die Mediziner bei den Theologen und den Philosophen gelernt. Diese seien Weltmeister im Erteilen von Welterklärungen und Seelentrost jenseits jeder Wirklichkeit.

Zugegeben, das sind harte, polemische Analysen. Aber – sie treffen zu. Und – sie treffen in einem doppelten Sinn: Getreu der Einsicht, daß Kritik am effizientesten wirkt, wenn sie sich travestiert, wenn sie mit dem Ridikülen operiert, gibt La Mettrie seiner Analyse einen höchst anschaulichen Teil mit „Fallbeispielen“ bei, betitelt „Politik der Machiavellistischen Ärzte“; verfremdete und bewußt überzeichnete Porträts einiger berühmter Ärzte. Deren absonderliche „Praxis“ soll als negatives Lehrstück gelten. Zwei Beispiele: Der berühmte Prominentenarzt *Sidobre* wird vorgestellt als ein Herr „Douillet“, ein Herr Zärtling, der sich panisch vor jeder Anstrengung fürchtet:

„Man weckt Herrn Zärtling, man zieht ihn an, man parfümiert ihn, man zieht ihn wieder aus, man legt ihn zu Bett. Sein Nachtopf ist aus purem Silber. Es gibt in Paris keine Perücken, die von einem schöneren Blond sind als die seinigen; niemand trägt delikaterere Spitzen. Dieser Arzt ist in seiner Wohnung ein großer Herr, in seiner Bibliothek ein großer Gelehrter; er ist süperb und souverän und wird niemals von einem Kranken gestört.“

Zweites Beispiel: Jean Astruc, mit dem La Mettrie sowieso schon eine Fehde hat, wird vorgestellt unter den Pseudonymen *Chrysologe* (Goldschwätzer) und *Savantasse* (pedantischer Besserwisser). Astruc beschäftigt sich mit allem – er sei Etymologe, Geometer, Antiquar, Theologe, Molinist, Jesuit, Rechtskonsulent, Politiker, Naturalist; er wisse von den phonetischen Differenzen des Altkeltischen bis zum Verlauf der römischen Straßen im Languedoc alles; er habe alles studiert und alles gelernt – ausgenommen sein Handwerk. Kurzum: Mit derselben schriftstellerischen Energie, mit der er sich für eine Medizinalreform in Frankreich einsetzt, ridiculisiert La Mettrie nun einen Teil seiner Kollegen. Die gemeinten Ärzte sind leicht erkenntlich, ab der zweiten Auflage dieser „Demaskierten Charlatane“ gibt der Drucker hinten, im Anhang, gleich noch die wirklichen Namen mit. Und weil das Publikum gern dabei zuschaut, wie Hohe Herren fallen, haben auch La Mettries Medizinalsatiren reichlich Erfolg. 1747 schreibt er gar noch eine Komödie des Titels „Die gerächte Fakultät“. Auch die hat Erfolg, Bühnenerfolg, und zwar in Paris. Für La Mettrie freilich endet der Erfolg damit, daß er in Frankreich seines Lebens nicht mehr sicher ist. Und zwar nicht wegen seiner Religionskritik, wie man gemeinhin annimmt, sondern wegen der ganz konkreten Wut ganz konkreter und ganz hoher Mitglieder der Sorbonne.

Da spielt durchaus keine Rolle mehr, daß er 1746 ein wirklich „umstürzendes“ Buch veröffentlicht, nämlich die „Naturgeschichte der Seele“. Nennen wir es den DRITTEN AKT. Das ist nun wirklich Metaphysikkritik *avant la lettre*, und zwar in einer philosophisch so hochprozentigen Form, daß der bislang durchaus unvorsichtige La Mettrie sich hinter einem Pseudonym versteckt: Monsieur Charp, Herr Scharf. Tatsächlich ist das nicht nur scharf gedacht – sondern auch in eine kompromißlose literarische Form gegossen: formal ein quasi-scholastischer Argumentationskatalog, inhaltlich die Sprengsätze eines neuen Denkens, das mit Fragezeichen endet und nicht

mit Korollarien. Wie, wenn die Seele nur ein semantisches *hors d'oeuvre*, eine dogmatische Schlummerpille für die Theologen wäre? Wenn die drei Buchstaben $\hat{A} - M - E$ nur eine Denkkonvention, nämlich die in Sprache gegossene Chiffre für die Leibvergessenheit des zwangschristianisierten Philosophierens wäre? Und dann wieder polemisch und wenig respektvoll: Wie, wenn der berühmte Herr Leibniz nur ein „fameux faiseur de principes“ wäre, sein Systemkompagnon Wolff gar nur ein Händler mit philosophischem Trompetengold? Und noch schärfer und ganz nah bei Nietzsches Dogmatismuskritik: Wie, wenn die bisherige Metaphysik nur ein „verbiage“, ein „jargon“, ein „amphigouri“ wäre; ein dunkles esoterisches Kauderwelsch, mit dem einzigen Ziel, die Nichteingeweihten zu verwirren und sie so vom philosophischen Definitionsgeschäft fernzuhalten?

Überhaupt dieser lamettriesche Probabilismus, dieses Experimentaldenken: Wie, wenn der Mensch nur ein etwas besser organisiertes Tier wäre? Wie, wenn der Mensch eine Maschine wäre? Wie, wenn der Mensch mehr als eine Maschine wäre? Wenn die Tiere mehr als Maschinen wären? Wenn der Mensch eine Pflanze wäre? Wenn es statt ontologischer Hierarchien weiche Übergänge gäbe, statt harter Dualismen ein Sowohl-als-auch? Wenn die Seele nicht ein Ticket ins Jenseits, sondern Metapher und Schauplatz wäre für kognitive Prozesse, für die Szenarien des Imaginären, für das weite Land der Träume? Wohl spekuliert La Mettrie, ein früher Meister des denkerischen Als-Ob, darüber, ob es ein „bonheur machinal“ oder ein „cerveau mécanique“ gebe. Doch weshalb sollte einer, der früh schon über neurobiologische Szenarien nachdenkt, darob selbst zur „machine pensante“ werden?

In den philosophischen Gründen, die La Mettrie präsentiert, haben ihm die tonangebenden Philosophen seiner Zeit nicht folgen können und auch nicht folgen wollen. Gewiß, sein Denken war auf Provokation angelegt, aber die Provokation selbst ist ein klassisches Mittel des Denkens: nämlich die Hervorrufung von Neuem über das Mittel des Fragezeichens. Doch La Mettrie hatte schlecht *getimt*. Denn seine Zeit wollte Gewißheit, Geometrie, Fakten, Wahrheit. Ein auf Versuch und Versuchung angelegtes Denken, evolutionär und spielerisch, lag quer zur Zeit, vielleicht gar quer zur menschlichen Natur. Denn wir wollen das Sichere, das Gewisse, wir wollen in Atom- und Zellkern eindringen, aber bitte ohne Gefahr und mit einer Generalversicherung gegen unerwünschte Folgen; wir wollen Stammzellen optimieren, aber bitte mit Erfolgsgarantie und unter dem Segen ethischer Unbedenklichkeitszertifikate.

So, meine Damen und Herren, sehen die Dinge 1747 natürlich noch nicht ganz aus. Aber doch, wie man so schön sagt: *mutatis mutandis*, also „sinngemäß“. Denn der Sache nach – fast ist's ein Treppenwitz der Ideengeschichte – ist es der kleine Herr Maschine, der vor der großen Maschine warnt; vor einer maschinell aufgezurrten Vernunft, die Expertensysteme freisetzt und nicht denkende Subjekte; die statt Empathie und Anteilnahme nur noch gnadenlos automatisierte Abläufe kennt. Das ist denn auch die tiefere Wahrheit jener ironischen Widmung, mit der La Mettrie 1747 seinen „Homme machine“ gerade Albrecht Haller dedizierte: Haller, dieser Schweizer Zentralgelehrte, diese helvetische Personifizierung des Wissenschaftspedanten.

Es braucht nicht viel literarästhetische Sensibilität, um La Mettries Punkt zu sehen: Haller ist der *Homme machine* der neuen Fachwissenschaften, ein reines Datengehäuse in Menschenform, ein Fakten-Durchlauferhitzer, der das Universum durch seinen gelehrten Kopf schleust, ohne jemals ein Jota spekulative Energie zuviel zu verbrauchen.

So also sehen die Dinge 1747 aus: Der Herr Maschine ist – mit Nietzsche gesprochen – tatsächlich im Jenseits von Gut und Böse. Denn ob er in der Sache recht hat, das kann seine Zeit nicht entscheiden. La Mettrie ist viel zu früh, zu bunt, zu schrill, zu quer. Ein Hippie, ein Surrealist *avant la lettre*, ein Komödiant, einer, der überall dabei ist und dazwischenfunkelt, aber einer, der nirgendwo mitmacht; nicht bei den Systemphilosophen, nicht bei den auf Daten- und Erkenntnispirsch befindlichen Naturwissenschaftlern und auch nicht bei den auf Aufklärung setzenden *nouveaux philosophes*, die ihre armen Zeitgenossen mit einem Sturzbach von *Lumières* überschütten. Kurzum: Dem Herrn Maschine fehlt es an jeder Parteidisziplin. Er durchlöchert zwar die „alten“ Verhältnisse, aber er glaubt nicht an den „neuen Menschen“. Und sowieso hat er etwas von einem lästigen Insekt. Da sind die Herren Naturwissenschaftler doch gerade dabei, in die Geheimnisse der zappelnden Natur einzudringen, aufgespannt und bei lebendigem Leibe aufgeschnitten – und La Mettrie weiß nichts Besseres, als sich als einer der ersten modernen Wissenschaftskritiker zu gerieren. Ist es wirklich gerechtfertigt, Abertausende von fühlenden Wesen aufzuschneiden aufgrund der fixen Idee, man könne der Seele beim Träumen, dem Hirn beim Denken zuschauen, wenn das Skalpell nur scharf und kräftig genug ist? Folglich war der Skandal nicht der kleine „Homme machine“ – sondern vielmehr, daß einer, der auf eine listige Weise so quer gegen die Eckpunkte seiner Zeit lag, der zudem von der Zensur verboten und von der Kirche indiziert war, plötzlich wie ein *deus ex machina* zum vollwertigen Mitglied der Berliner Akademie wurde.

Bei diesem LETZTEN AKT, meine Damen und Herren, da blieb in der damaligen *scientific community* wirklich fast allen die Luft weg. War das nicht wie in einer griechischen Tragödie: Heillos waren die Theologen zerstritten, in Katholiken, Protestanten, Jesuiten, Molinisten, Wallonen, Kainiten, Valesianer, Christianer, Eoniten, in Flagellanten, Dulcinisten und so fort. Und heillos waren auch die Wissenschaftler zerstritten, in Cartesianer, Leibnizianer, Newtonisten, Spinozisten, Pyrrhonisten, in Präformatisten und Epigenesisten, in Aufklärer und meinetwegen in Abklärer, und just in diesem Moment hievt der Regisseur, ein kluger König, mit einem Bühnenkran La Mettrie, den veritablen Herrn Maschine auf die Bühne. Und was zuvor noch geschieden und zerstritten war, ist sich nun plötzlich einig – dem neuen Akademiemitglied schlägt eine Woge umfassendster Feindesliebe entgegen. Und müßte man mit Poppers Falsifikationsthese nicht sagen: Wer alle gegen sich vereinen kann, der muß doch wahr gesprochen haben?

„Vorausgesetzt, daß die Wahrheit ein Weib ist –, wie? Ist der Verdacht nicht gegründet, daß alle Philosophen, sofern sie Dogmatiker waren, sich schlecht auf Weiber verstanden?“

– fragt Nietzsche 1885 skeptisch. Vielleicht, meine Damen und Herren, hat La Mettrie 1748, in Berlin, schon in die nämliche Richtung gedacht. Neben dem kleinen „*Homme machine*“ und seinen vielen Brüdern gibt es bei La Mettrie auch eine *femme vérité*: Sie heißt „Pénélope“ und erscheint, es wurde gesagt, in drei Bänden zwischen 1748 und 1750. *Pénélope*: das ist Spruch und Widerspruch zugleich. In der Nacht knüpft sie den Wahrheitstext wieder auf, den sie am Tag zusammengewoben hat. Da finden sich skeptische Gegenläufe eines Denkers, der zwar nach Erkenntnisfortschritt sucht, der aber weiß, daß auch unsere eigene geistige Existenz am Gängelband einer Wirklichkeit hängt, die wir selbst weder schaffen noch kontrollieren können:

„Wir sind nicht die Herren unserer Ideen; sie kommen von ich weiß nicht woher & gehen ich weiß nicht wohin, irgendwo im Hirn, & ich weiß auch nicht wie, und das, obwohl ich ein großer Metaphysiker bin.“

Und etwas später, nochmals aus dem Mund der „Pénélope“, schlicht und in einer geradezu religiösen Erkenntnisbescheidenheit:

„Die Natur bedeckt auch die einfachsten Dinge mit einem Schleier des Respekts, den man nur mit Bescheidenheit lüften darf; ein mutwilliger Angriff würde ihn zerreißen; indiskrete Augen vertreiben die verborgenen Dinge.“

Merkwürdig genug und verstörend aktuell. Da plädiert der vermeintliche Chefatheist des achtzehnten Jahrhunderts für das, was uns zu Beginn des 21. Jahrhunderts – nicht nur in den Wissenschaften – wieder not tut. Für eine Aura des Respekts, für Zärtlichkeit, ja Liebe zu den Dingen und zum Menschen, so wie er eben ist: die Füße im Sumpf, den Kopf in den Sternen oder – dem heutigen Anlaß angemessen – ein Glas in der Hand, ein Stück Pastete im Mund.